THEOPHIL SPOERRI

Vom befreienden Glauben

Furche-Bücherei

Theophil Spoerri / Vom befreienden Glauben

Bibliothek der
Pilgermission St. Chrischona
4126 Bettingen b. Basel

Herrn H.

M
2 214

Pilgermission St.
4126 Bettingen b. Basel

Pilgermission St. Chrischona
4126 Bettingen b. Basel

Theophil Spoerri

Vom befreienden Glauben

Im Furche-Verlag / Berlin

1.—5. Tausend

Alle Rechte, einschließlich das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright by Furche-Verlag G. m. b. H. / Berlin 1934

Es ist in dem Zeitalter des Individualismus und Liberalismus ein solcher Unfug mit dem Wort „Freiheit" getrieben worden, daß nicht nur das Wort, das wir gerne seinem Schicksal überlassen, sondern die Sache der Freiheit selbst, das kostbarste und heiligste menschliche Gut, in Mißkredit geraten ist. Daran ist nicht nur das viele Geschwätz von der Freiheit schuld, sondern der unklare und falsche Begriff, den wir von der Freiheit haben. Daran ist die Renaissance schuld. Der Mensch der Renaissance hat sich aus der Kollektivität des Mittelalters gelöst wie ein Kind, das aus der Schule läuft. Freiheit bedeutet für ihn: nicht in der Schule sitzen müssen, dem Lehrer nicht gehorchen, keine Aufgaben machen, in Feld und Wald herumstreifen, über den Zaun in den Obstgarten des Nachbarn klettern, Vogelnester ausnehmen u.ä.m. Der moderne Mensch ist wie das Zicklein in Daudets bekannter Geschichte; er sieht nur zwei Möglichkeiten: entweder am Pfosten angebunden und im engen Gehege eingeschlossen sein oder auf den Bergwiesen frei herumtollen, auf die unvermeidliche Gefahr

hin, in der Nacht vom Wolf gefressen zu werden. Bürgerliche Gebundenheit und Geborgenheit oder abenteuerliches Wagnis und Verderben. Das Lied von der Glocke oder die Loreley. Eichendorffs „Zwei Gesellen": Der erste, der fand ein Liebchen ... Schwieger ... Hof und Haus ... Bübchen ... Stübchen ... Dem zweiten sangen und logen die tausend Stimmen im Grund ... Sirenen ... buhlende Wogen ... Schlund ...

Das alles ist zum Heulen nichtssagend und aussichtslos. Die Renaissance kennt aus ihrem ewigen Vaterprotest heraus nur einen negativen Begriff von Freiheit. Was ist denn der positive Sinn der Freiheit?

Machen wir hier das Tor ganz weit auf: Freiheit ist nicht Ungebundenheit, Freiheit ist nicht, daß niemand mich verhindert, Cello zu spielen (niemand verhindert uns in diesem Augenblick, Cello zu spielen!) Freiheit ist, daß ich wirklich Cello spielen kann. Freiheit ist Können. Das Gegenteil von Freiheit ist nicht bloß Gebundenheit, Hemmung, sondern auch Stümperei, Dilettantismus, Wichtigtuerei, Drückebergerei, Ohnmacht. Freiheit ist Vollmacht. Und darum gibt es nur einen Raum, in dem positive Freiheit sich entfalten kann: die Schöpfung.

Schöpfung bedeutet zunächst: Gegenwart Gottes. Gott ist der, der kann, was er will, oder wie Kierkegaard sagt: „Gott bedeutet, daß alles möglich ist; oder daß alles möglich ist, bedeutet Gott."

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit."

Schöpfung bedeutet sodann, daß der Mensch schöpferische Vollmacht hat. Gott schuf ihn zu seinem Bilde. Der Mensch hört in sich eine Stimme, die ihn beständig aus dem Uneigentlichen herausruft zu seiner eigentlichen Bestimmung, zu seiner Berufung. Man kann sich in seine Geschäfte hineinverlieren, man kann die unterirdische Stimme vergessen, aber unversehens fühlt man eine seltsame Unruhe, man kann nicht mehr schlafen, man hat an nichts mehr Freude. Oft hört man mitten im schönsten Erfolg wie ein Rufen aus dem Keller: „Du dort oben, spiel kein Theater, du weißt ganz gut, daß das alles gar keinen Sinn hat, dazu sind wir nicht auf die Welt gekommen, wir hatten ganz anderes geplant." Der Mann von vierzig Jahren fühlt sich angeschaut aus den „Augen von achtzehn Jahren". Sein Umfang und Ansehn sind nicht unbeträchtlich, aber wenn ihn die Jugend prüfend betrachtet, dann wird ihm unwohl. Man sieht dann diese Vierzigjährigen auf einmal mit einem Nervenzusammenbruch beim Psychoanalytiker landen oder in einer Klinik verschwinden. Andere gleiten in den Leerlauf der Routine und betäuben sich durch Geschäftigkeit. Wieder andere fangen ein neues Leben an. Man erzählt, daß Mozart einmal als Kind in einem Traum einen so wunderbar reinen Ton gehört hat, daß

er nun keine andere Sehnsucht mehr hatte, als diesen Ton wieder zu hören; – und seine ganze Musik sei nichts anderes gewesen, als ein unermüdliches Suchen nach diesem einen Ton.

Das ist die andere Seite der Freiheit: meinem Rufe folgen, meine Bestimmung erfüllen, ein Werk schaffen, das meinen Namen trägt, vor Gott und den Menschen sagen können: da bin ich. Nicht eine Niete zu sein, ein Deserteur, einer, der sich um seine Aufgabe drückt, sondern einer, der wirklich er selber wird, indem er sich verwirklicht in seinem Werk.

Und die dritte Seite der positiven Freiheit ist, daß sie nicht im Leeren oder in einem fiktiven, willkürlichen Raum geschieht, sondern in der Schöpfungsordnung. Ein Musiker, der unter der Leitung des Komponisten mitten im Orchester seine Stimme spielt, kann plötzlich, um originell zu wirken, anfangen, eine eigene Melodie zu spielen: er wird wenig Beifall ernten, und die Harmonie des Ganzen wird grausam zerstört sein. So kann auch einer, der am Lenkrad sitzt, auf einmal den übermächtigen Trieb in sich spüren, die Knechtschaft der Maschine von sich abzuschütteln und mitten in der Fahrt das Lenkrad loslassen und in den Hebeln herumstampfen, es wird ihm teuer zu stehen kommen. Es kommt immer teuer zu stehen, außerhalb der Schöpfungsordnung originell zu sein, und man kommt da-

durch nicht zur Freiheit, sondern ins Spital oder ins Gefängnis. Schöpfungsordnung bedeutet nicht nur Wechsel von Tag und Nacht, Jahreszeiten und Blumen und Früchte und Tiere, sondern auch Gemeinschaft der Menschen. Noch nie wie heute hat der Mensch so deutlich empfunden, wie der bloße Individualismus das Dasein aushöhlt und sinnlos macht. Darum überall ein einziger Schrei nach Einordnung in die Kollektivität. Aber nicht Kollektivität ist die Rettung, sondern Gemeinschaft, nicht Zwangsordnung, sondern Schöpfungsordnung. In einem einzigen Wort ist alles zusammengefaßt, Schöpfung und Ordnung und Freiheit; das heißt Liebe. Das höchste Gebot umfaßt alle Seiten der Freiheit: Gott, das Selbst, den Nächsten.

Das sind also die drei Dimensionen der Freiheit:
Gegenwart Gottes.
Vollmacht des Menschen.
Ordnung der Welt.

*

Nun aber sehen wir klar: wir haben die Freiheit verloren, und darum leben wir unter dem Zwang, und wo Ordnung sein soll, kann es keine andre sein als Zwangsordnung.

Wir leben weder in der Gegenwart Gottes, noch in der Vollmacht des Menschen, noch in der Ordnung der Welt; wir leben in der Vereinzelung, in der Verwirrung

und in der Verknechtung. Übrigens sind diese drei Dinge gleichbedeutend.

Weil das Bild des gegenwärtigen Gottes sich verdunkelt hat, leben wir in der Knechtschaft der falschen Götter. Was dieser moderne Götzendienst ist – Vergottung der Nationen, der Welt, der Gesellschaft, des Geistes, des Lebens –, das habe ich versucht an einer andern Stelle zu zeigen; aber man braucht nur offene Augen zu haben, um zu sehen, wie entsetzlich religiös allerorts die Menschen geworden sind.

Doch neben den sakralen Formen der Knechtschaft gibt es die ganz nackte, harte Sklaverei.

Sklaverei der öffentlichen Meinung, des „Man".

Sklaverei der Welt, der Dinge, der Maschine, der Verhältnisse.

Aber die dunkelste Form der Sklaverei, der Grund und Ansatz jeglicher Knechtschaft ist die Gebundenheit des Ichs.

Man kann die Wirklichkeit in einem mathematischen Bild zeigen. Wir sind wie Punkte auf eine Ebene zerstreut. Diese Punkte können auf zweierlei Weise miteinander verknüpft werden: dadurch, daß man alle Punkte mit einem Punkt in der Mitte oder alle Punkte direkt miteinander verbindet. Im ersten Fall entsteht ein wunderbar einfaches Bild: eine Mitte, die nach allen Seiten ausstrahlt, jeder Punkt vom Strahl aus der

Mitte getroffen und über die Mitte mit allen andern Punkten verbunden. Im andern Fall sehen wir einen Wirrwarr von gebrochenen, sich schneidenden, ins Leere hinauslaufenden Linien.

So hat der Mensch die Ordnung der geschaffenen Welt zerstört. Er wollte nicht, daß Gott die Mitte aller Dinge sei. Er machte sich selber zur Mitte. Und er verlor sich ins ungeheure, stählerne Netz des Determinismus und der Relativität. Jedesmal, wenn das Ich eigenmächtig sein will, fällt es aus der Vollmacht in die Ohnmacht. Und damit hemmt es den Kräftekreislauf der Schöpfung und zerreißt die Verbindung mit dem Ursprung, mit der Mitte der Welt, mit Gott.

Wir können diesen Zerstörungsprozeß in den kleinsten Erscheinungen des alltäglichen Lebens erkennen.

Wir haben den Schwerpunkt des Daseins von Gott auf unser Ich verlegt. Anstatt ein Durchgang für die ungeheuren schöpferischen Weltkräfte zu sein, wird das Ich durch seine Verschlossenheit die große Hemmung, das Verkehrshindernis, der Ort, wo die verheerendsten Stauungen eintreten. Daraus entsteht zugleich mit unheilbaren inneren und äußeren Störungen ein grenzenloses Anschwellen des Ichgefühls. Der Mensch lebt in einem Zustand krankhaft erhöhter Spannung. Der Wille zur Macht, der Geltungstrieb wächst ins Ungemessene. Und gleichzeitig frißt sich sein Schatten in die Seele ein: das

Minderwertigkeitsgefühl. Beide – Geltungstrieb und Minderwertigkeitsgefühl – gehören immer zusammen und wachsen gleichzeitig, aber immer ist das eine im Vordergrund und das andere im Schatten des Bewußtseins. So sind Größenwahn und Verfolgungswahn immer miteinander verbunden. Der Größenwahn tritt uns meist in der alltäglichen Form der Wichtigtuerei entgegen. Wichtigtuerei ist das natürliche Ergebnis des grundlegenden Akzentfehlers: wir müssen wichtig tun, weil wir vergessen haben, was das einzig Wichtige ist. Wichtigtuerei kommt bei uns in hundert Variationen vor, als offenbare oder verborgene, grobe oder vornehme, ästhetische, ja sogar fromme Wichtigtuerei. So gibt es auch hundert Variationen des Verfolgungswahns: Selbstmitleid, Angst, Empfindlichkeit mit allen ihren Arten und Abarten. Das Zeichen, an dem man am leichtesten die krankhafte Spannung des Ichgefühls erkennt, ist die Gereiztheit.

Von Fritz Künkel stammt die wichtige Unterscheidung zwischen Irritabilität und Sensibilität. Irritabilität ist sozusagen die Zersetzungsform der Sensibilität. Die Sensibilität ist die normale Gefühlsbeziehung zur Welt und den andern Menschen. Die Irritabilität ist die Neigung zu Reaktionen, die in keinem Verhältnis stehen zu ihrer Ursache. Eine bloße Berührung genügt, um die schlimmste Explosion zu bewirken. Das Ich geht umher

wie eine geladene Kanone; beim geringsten Anstoß geht der Schuß los.

Die negative Form der Irritabilität ist die Depression. Der Motor funktioniert nicht mehr. Wo normalerweise Bewegung sein sollte, ist eine Panne. Man weiß nicht, was fehlt. Man hat keine Lebensfreude, keine Arbeitslust mehr. Man läßt sich gehen, man versinkt in eine grundlose, abgrundtiefe Mutlosigkeit.

Je mehr man seinem Ich nachgibt, desto mehr verliert man die Verbindung mit der Welt. Die Irritabilität oder die Depression wachsen in dem Maß, wie die Sensibilität abnimmt. Ichhaftigkeit und Sachlichkeit sind umgekehrt proportional.

Und so wird der Mensch zum Gefangenen seines Ichs und zum Sklaven der Welt. Es ist ein paradoxes und unerbittliches Naturgesetz, daß der Mensch jedesmal, wenn er zur Höhe strebt, in die Tiefe fällt. Im Augenblick, wo das Ich sich selber zum Gott macht, verliert es sein göttliches Wahrzeichen: die Freiheit.

*

Gibt es einen Ausweg aus diesem verknechteten Dasein, aus dieser verschlossenen Welt? Kann der Mensch jemals wieder ins Freie gelangen? Ich möchte auf diese Frage mit einem Bild antworten.

In einer berühmten Schlucht des Berner Oberlandes, mitten im Durcheinander der Felsen und im Lärm des

herabfallenden Wassers trifft der Blick des Wanderers auf einen roten Pfeil, der am Rand des Weges im Felsen befestigt ist. Wenn man sich tief bückt und in die Richtung des Pfeiles schaut, dann sieht man durch einen engen Schacht – eingerahmt vom dunklen Gestein und schäumenden Wasser – ein herrliches Stück vertrauter Landschaft. In diesem Bild sind zwei Dinge bedeutsam: eine Tatsache – die offene Stelle, der Durchblick –; eine Haltung – daß man sich tief bücken muß, um den Durchbruch zu sehen.

Reden wir zuerst von der Tatsache.

Stellen wir uns vor, daß ein Mensch sich in diese tosende Felsenschlucht hinein verirrt hat. Er sieht nichts anderes mehr als steil ansteigende Wände. Ringsum ist der Horizont geschlossen. Es ist, als wäre der Mensch rettungslos im Chaos verloren. Und plötzlich entdeckt er das Zeichen, dieses rote Mal, er bückt sich und sieht die Öffnung. Das ist die große Entdeckung des Glaubens, der Durchblick ins Freie. Diese Felsen, die uns umgeben, diese ungeheure Mauer der Angst und der Schuld, diese unüberwindliche Schranke des Leidens und des Todes, das alles ist nicht endgültig geschlossen: es ist da eine Bresche. Jemand ist durchgebrochen. Wir wissen nicht, wie viel es ihn gekostet hat. Wir sehen nur diese blutige Spur, die uns die Richtung angibt. Und wir wissen, daß wir nicht verloren sind.

Das iſt die Geſchichte der Menſchheit. Die Menſchen haben ſich verirrt. Sie haben ſich von Gott entfernt. Jeder ſpürt in ſich mehr oder weniger deutlich dieſe Gottesferne. Manche machen ſich Illuſionen und glauben noch recht nahe bei Gott zu ſein. Sie reden von Gott und den göttlichen Dingen, als brauchten ſie nur den Arm auszuſtrecken, um ihm auf die Schulter klopfen zu können. Andere haben ſich ſo ſehr an dieſe Ferne gewöhnt, daß ſie überhaupt nicht mehr an Gott denken. Sie behaupten, nicht mehr zu wiſſen, ob Gott da ſei. Und doch wäre es leicht, zu zeigen, daß auch der kälteſte Zyniker – ſei es Stendhal oder ſonſt einer – auf dem Grund ſeiner Seele an dieſer Ferne leidet.

Pascal hat ein eindrückliches Bild von der Situation des Menſchen gegeben, indem er die göttliche Weisheit folgendermaßen ſprechen läßt: „Ich habe euch geſchaffen und kann allein euch ſagen, wer ihr ſeid ... Ich habe den Menſchen rein und vollkommen gemacht; ich habe ihn erfüllt mit Licht und Vernunft; ich habe ihm Anteil gegeben an meiner Herrlichkeit und meinen Wundern. Damals ſah der Menſch mit ſeinem Auge die Majeſtät Gottes. Er war weder in dem Dunkel, das ihn blind gemacht hat, noch in der Sterblichkeit und im Elend, die ihn bedrücken. Aber er hat nicht ſo viel Herrlichkeit tragen können, ohne der Vermeſſenheit zu verfallen. Er wollte ſich ſelber zur Mitte machen und von

meinem Beistand los sein. Er hat sich meiner Herrschaft entzogen, und, da er sich mir gleichstellte durch das Verlangen, seine Seligkeit in sich selbst zu finden, habe ich ihn sich selbst überlassen ... so daß der Mensch heute den Tieren gleich geworden ist und in einer solchen Ferne von mir lebt, daß ihm kaum noch eine dunkle Ahnung von seinem Urheber geblieben ist, so sehr ist das Licht seiner Erkenntnis erloschen und getrübt ... Das ist der Zustand, in dem heute die Menschen sind!"

Was ist in dieser Situation zu machen?

Gott hoch oben und der Mensch tief unten, beide getrennt durch eine unendliche Ferne.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder versucht der Mensch in die Höhe zu steigen, um Gott näherzukommen, oder Gott kommt den Menschen nahe, indem er in ihr Elend herniedersteigt.

Die Menschen versuchen immer wieder mit der letzten Verzweiflung, auf dem ersten Weg zum Ziele zu gelangen. Keine Anstrengung ist ihnen zu groß, wenn es gilt, durch Selbstvervollkommnung und Selbsterlösung das Heil zu finden. Sie hoffen immer wieder, durch Reinigung, durch Heiligung Gott näherzukommen. Sie steigen auf die Berge, sie suchen die hohen Örter auf. Aber immer kommt die Stunde, wo die Wirklichkeit wieder Herr wird über sie, wo sie wieder der Tiefe verfallen. Und die ehrlichsten Sucher sind die verzweifelt-

sten, denn sie sind sich am deutlichsten der Nutzlosigkeit ihrer Anläufe bewußt.

In diese Welt des fruchtlosen Krampfes und der grausamen Enttäuschungen tönt nun die einfache und überwältigende Botschaft hinein: Gott selber ist von der Höhe heruntergestiegen, er ist den Menschen nahegekommen, er hat sich ihnen gleichgemacht, er hat die ganze Schmach und Not ihres Daseins auf sich genommen, um gleichzeitig die Offenbarung und Wiedergutmachung ihrer Verlorenheit zu sein. Das ist die Fortsetzung unserer Geschichte.

Wir hatten uns verirrt, wir verirren uns alle Tage. Aus Eigensinn, aus Gleichgültigkeit geraten wir immer auf Wege, die nirgends hinführen, wir kommen immer weiter vom Ziel. Vor so viel Jämmerlichkeit hätte Gott sich abwenden können. Er hat es nicht getan. Er wollte helfen. Und um es zu tun, hat er dieses göttlich einfache und große Mittel gefunden: daß er selber bis auf den Grund dieser Verlorenheit hinabstieg, so tief hinunter, daß der Elendeste unter den Elenden in seiner furchtbarsten Verirrung noch einen Ausweg finden kann, und an diesem äußersten Rand, in dieser tiefsten Tiefe, da wo die menschliche Verlassenheit sich kundgibt, in dem verzweifeltsten Schrei, der je auf Erden erklungen ist, da ist der Durchbruch geschehen, da ist die offene Stelle, da ist wieder: Gegenwart Gottes, Versöhnung, Be-

freiung. Am dunkelsten Ort der Geschichte erstrahlt das hellste Licht; wo der Tod sich in seiner furchtbarsten Gestalt zeigt, da entspringt eine Quelle ewigen Lebens; wo die Unordnung am sinnlosesten gewütet hat, da beginnt wieder das Walten der Schöpfung, da vollendet sich die Fleischwerdung des Wortes. Das ist die Torheit des Kreuzes.

Und das alles ist nicht eine Theorie, ein System, eine erhabene Philosophie, eine Theologie, sondern eine historische Tatsache.

An einem bestimmten Augenblick der Geschichte ist eine Handvoll Männer ausgezogen, um die Welt zu erobern. Sie hatten keine andere Waffe als diese Nachricht: „Hört, es ist etwas passiert. Der Tod ist besiegt worden. In jenem Menschen, den man wie einen Verbrecher ans Holz gehängt hat, hat Gott selber gelitten. Er ist bis auf den Grund unserer Not gegangen, um gerade dort eine Bresche zu schlagen. Wir sind nicht mehr die Gefangenen unseres Schicksals und unserer Schuld. Ein Durchgang ist geschaffen worden, der hineinreicht von der Menschenwelt bis in das Reich Gottes. Wir sind gerettet."

Und diese Kunde hat die Welt erobert. Das große römische Reich ist untergegangen. Aber immer noch geschieht es, daß Menschen an die offene Stelle kommen, wo sie überwältigt werden von der Macht einer überweltlichen ewigen Wirklichkeit.

Jedes Datum, das wir ſchreiben, iſt eine Huldigung auf die Geburt deſſen, der der Herr der Geſchichte und der Befreier der Menſchen iſt: Jeſus Chriſtus.

*

Es gibt Menſchen, die mit brennendem Eifer dieſe offene Stelle, dieſe Befreiung geſucht haben und ſie nicht finden konnten. Dieſen möchte ich den roten Pfeil wieder in Erinnerung rufen. Es genügt nicht, vom Pfeil zu wiſſen oder gar ihn zu ſehen. Viele intelligente Menſchen ſtehen vor dem Pfeil und betrachten ihn mit Intereſſe. Es gibt ſolche, die über dieſes rote Zeichen die glänzendſten Theorien aufbauen. Aber es handelt ſich nicht darum, zu ſpekulieren und zu diskutieren. Es genügt, daß man eine ganz einfache Bewegung mache: Sich bücken.

Aber gerade das iſt das Hindernis: man liebt es nicht, ſich zu bücken.

Der Menſch hat eine natürliche Abneigung gegen die Tiefe. Wenn wir, um Gott zu finden, in die Höhe gehen müßten, wären wir alle gläubig. Wir wiſſen, daß es ein Grundtrieb in uns iſt: nach der Höhe zu ſtreben, hinaufzugehen, uns über uns ſelber und über andere zu erheben. Wir haben kein wichtigeres Geſchäft jeden Tag, als uns beſtändig und mit größter Anſtrengung einzureden, daß wir wirklich „jemand" ſind. Wir vergleichen uns unaufhörlich mit den anderen. Wir ſuchen bei

ihnen die schwache Stelle, wo unsre Überlegenheit offenbar wird. Nichts vergiftet so unser Leben, nichts verstopft so unsre Augen und Ohren, nichts nimmt uns so gefangen, wie diese Sucht unseres Ichs, größer sein zu wollen als es in Wirklichkeit ist. Stendhal hat einen der tiefsten Einblicke in die menschliche Seele getan, als er in seinem Traktat „Über die Liebe" sagte: „Das Schreckliche kommt immer von einem kleinen Gemüte, das es nötig hat, sich seines eigenen Wertes zu vergewissern."

Das ist also der tiefst verwurzelte Trieb in uns: emporkommen, zur Höhe streben, größer sein als die andern, herrschen über sie, Hoffart des Lebens, libido dominandi. Und darum ist, was uns am meisten lähmt und am tiefsten verwundet, das Minderwertigkeitsgefühl, und unsre größte Angst, herunterzukommen, in die Tiefe zu fallen.

Das aber ist das Geheimnis Christi: das Höchste erreicht man nicht auf der Höhe, sondern in der Tiefe, nicht, indem man sich über, sondern unter die andern stellt, nicht im Herrschen, sondern im Dienen.

Sein ganzes Leben – von seiner geringen Geburt bis zu seinem gräßlichen Tod – ist die Sichtbarmachung dieser absteigenden Linie. Immer sehen wir ihn nach unten neigen, sich an das Niedrige halten, die Geringen

aufsuchen, bei den Armen wohnen, den Verachteten helfen, auf die Seite der Unterdrückten treten. Er hält uns als Beispiel die Kinder vor: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Reich Gottes kommen." Und die letzte Lehre, die er den Seinen gab, war – am Anfang des letzten Abendmahls –, daß er seine Kleider auszog, eine Schürze umband und seinen Jüngern die Füße wusch. Das ist die neue Haltung; um einem Menschen die Füße zu waschen, müssen wir uns unter ihn stellen. Wir ziehen es vor, ihm den Kopf zu waschen. So können wir uns über ihn stellen.

Und als er sich mit den Jüngern an den Tisch gesetzt hatte, offenbarte Jesus in einer einfachen und unvergeßlichen Gebärde den Sinn seines Lebens und Sterbens: er nahm das Brot und brach es, er nahm den Wein und schenkte ihn aus. Und so hat sich Gott den Menschen hingegeben.

Hier ist der Ort, wo einer der herrlichsten Texte des Neuen Testaments angeführt werden muß. Es ist im Philipperbrief der Anfang des zweiten Kapitels. Um seinen Ermahnungen das größte Gewicht zu geben, erinnert Paulus die Philipper an alle Freuden ihrer geschwisterlichen Freundschaft, wie etwa einer seinem Bruder sagt: Ich beschwöre dich bei der Liebe unserer Mutter, höre mich an ... „Ist nun bei euch Ermahnung in

Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so erfüllet meine Freude, daß ihr *eines* Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einhellig seid. Nichts tut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demut achte einer den andern höher denn sich selbst; und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist. Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er's nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst, und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Gebärden als ein Mensch erfunden; erniedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. Darum hat ihn auch Gott erhöht, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist..."

Das ist das große Paradox: um die höchsten Dinge zu erreichen – Glauben, Vollmacht, Freiheit –, muß man nicht hinauf, sondern hinab gehen. Das ist der Schlüssel zum größten Abenteuer, das uns offensteht. Kehren wir um. Verzichten wir auf die Höhe, auf unsre Überlegenheit, seien wir bereit für die Tiefe und das Unterliegen. So werden wir den Weg ins Freie finden. Einen andern Weg gibt es nicht.

Merken wir wohl: Es handelt sich nicht darum, etwas Verdienstliches zu tun, um dafür als Belohnung von

Gott die Befreiung zu erlangen. Es handelt sich nicht darum, sich zu demütigen, um eine gute Note in der Klasse der Büßer und Kopfhänger zu bekommen. Es handelt sich ganz einfach darum, Gott zu suchen, wo er ist. Wir werden ihn vergeblich auf der Höhe suchen. Man findet ihn nur auf seinem eigenen Wege, und weil es ihm gefallen hat, nach unten zu gehen, so werden wir ihn auch nur auf dem Weg nach unten treffen. Denken wir an den reichen Jüngling. Er hat Gott auch auf der Höhe gesucht. Und nun zeigt ihm Jesus von Nazareth die entgegengesetzte Richtung: „Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen ... hernach komm und folge mir nach." Warum hat sich der junge Mann abgewandt und ist in seine namenlose Leere zurückgekehrt? Weil er nur die negative Seite der Entsagung sah. Er sah nicht, daß die Hingabe zugleich auch die Befreiung ist, daß Jesus immer gerade das verlangt, was uns hindert, mit ihm zu gehen und bei ihm zu sein.

Franz von Assisi hat das Wort des Meisters verstanden, und indem er gehorchte, fand er den Zugang zu der vollsten Wirklichkeit. Indem er seine Reichtümer verließ, gewann er alle Schätze Himmels und der Erde.

Jesus sagt seinen Jüngern: „Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben will behalten,

der wird's verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird's behalten."

Viele meinen, das seien harte Worte, und glauben, Jesus wolle uns unsrer Freude berauben, wenn er uns die Nichtigkeiten, die wir so krampfhaft festhalten, aus der Hand nimmt.

Ich habe von einem Missionar gehört, wie man die Affen im Urwald fängt. Man legt große Steinkrüge hin, in welche man Mandeln hineingetan hat. Die Affen sind neugierig und haben die Gewohnheit, die Hände überall hineinzustrecken. Wie sie nun im Kruge eine Handvoll Mandeln gefaßt haben, können sie die Faust nicht mehr zum Krug herausbringen. Und so werden sie ohne weiteres gefangen. Sie könnten beim Nahen der Menschen nur die Mandeln loslassen, um sich zu retten; aber das wollen sie nicht. Und so fängt man alle Affen der Welt. Wenn wir nur unsre Hand auftun könnten und die armseligen Mandeln loslassen, auf die wir meinen nicht verzichten zu können, so würden wir alle erfahren, was die Freiheit der Kinder Gottes ist, diese Freiheit, nach der auch das ängstliche Harren der Kreatur geht. „Denn die Kreatur ist unterworfen der Eitelkeit ohne ihren Willen ... und auch sie hofft auf die Befreiung von der Knechtschaft des vergänglichen Wesens, um Anteil zu haben an der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes."

Alle großen Güter: das Glück, die Liebe, der Glaube, die Freiheit sind kein Besitz, den man aufhäufen und einschließen kann. Um sie zu haben, muß man offen sein. Wer sie aufhält, der verliert sie; wer sie durchläßt, der behält sie. Glauben heißt, offen sein für das, was von Gott her kommt, an der offenen Stelle sein, wo der Wind her weht vom Reiche Gottes. Und nur so gibt es Freiheit. Wo der Geist ist, da ist Freiheit. Der Wind weht, wo er will. Ich kann ihn nicht fassen, ich kann ihn nicht besitzen. Daher kommen alle die unlösbaren Schwierigkeiten des Freiheitsproblems. Ich habe die Freiheit nur im Augenblick, wo ich handle, nicht, wenn ich über das Handeln nachdenke. Im Nachdenken bin ich nie frei, wie ich auch im Nachdenken nie Gott erreiche. Aber nur in dem Handeln bin ich frei, das von der offenen Stelle herkommt, aus dem Glauben, also in dem Handeln, das durch mich hindurchgeht, in dem Gott handelt. Es gibt keine andere Freiheit als die Freiheit Gottes. Die gibt es nur, insofern er sie gibt. Und er gibt sie dort, wo ewig seine Einbruchsstelle in der Welt ist. Wo das Kreuz steht. In der Tiefe.

Ich möchte zum Schluß ganz persönlich erzählen, wie ich an diese offene Stelle gekommen bin. Ich mache es nicht, um mich als Beispiel hinzustellen, sondern um zu zeigen, wie die großen Dinge, von denen wir gesprochen

haben, sich im engen und alltäglichen Rahmen eines ganz gewöhnlichen Menschenlebens verwirklichen. Es wäre mir lieber, ich könnte mich selber aus dem Spiel lassen, aber wenn ich es täte, würde ich jedem, der auch lieber aus dem Spiele bliebe, eine Entschuldigung geben, sich zu drücken. Aber die Zeiten sind vorbei, da man abstrakt bleiben darf. Wer heute nicht konkret wird, der verleugnet den Geist und die Wahrheit. Vor zweieinhalb Jahren war es also, da begegnete ich einigen Menschen, die nichts Außerordentliches an sich hatten, aber sie sprachen vom Glauben mit einer so durchsichtigen Einfachheit, daß ich davon erfaßt wurde. Ich war ja kein Neuling mehr, aber hier sah ich eine ruhige Entschlossenheit, eine unaufdringliche Sachlichkeit, die das, woran ich bisher gewöhnt war, tief in den Schatten stellte. Ich wollte auch an dieser Wirklichkeit Anteil haben. Ich ging in den Straßen jener Stadt umher, immer nur an das eine denkend: Wie kann ich eine solche Gewißheit des Glaubens bekommen? Ich fragte Gott, was ich tun solle. Da bekam ich eine unerwartete Antwort: „Geh auf die Straße hinunter." Ich hörte keine Stimme, es war mehr wie ein Anstoß – eben mit der Richtung nach unten. Ich war ein wenig enttäuscht. Es waren damals in meinem Leben Konflikte, die mir wichtiger und brennender schienen als dieses einfältige Hinuntergehen. Aber je mehr ich mich wehrte, desto deutlicher hörte ich

es: „Bekenne dich zu mir, wenn du mich ernst nehmen willst. Gib dich einmal selber preis. Setze deinen guten Namen aufs Spiel. Mach dich nicht kostbar." Ich muß noch sagen, daß mein Studierzimmer zu oberst in meinem Hause ist. Da wohne ich über allem Getümmel, in einem sicheren Beobachterposten, fern von allem Straßenlärm und Küchengeruch. Es geschah natürlich des öfteren, daß ich hinunterstieg, um meine Frau zu sehen und meine Kinder und meine Studenten und den Steuereinnehmer... Aber ich empfand das zuweilen als eine Art Störung. Es ist nicht gerade angenehm, wenn man tiefsinnig nachgedacht hat über das Schicksal dieser Zeit oder über die Visionen Dantes oder über ein Sonett Petrarcas oder über einen glänzenden und dunkeln Aphorismus Valérys – in die niederen Gegenden des Daseins hinabzusteigen, wo jemand mit einem bekümmerten Gesicht einem entgegenkommt, um mitzuteilen, daß die Heizung nicht zieht oder die Haushaltungsrechnung nicht stimmt. Dieser Zusammenstoß der vita contemplativa mit der vita activa, des beschaulichen mit dem tätigen Leben führte oft zu Reibungen, Spannungen und Explosionen – ich deute die Dinge nur von weitem an –, und es ist begreiflich, daß ich gerne wieder mich zurückzog in die geweihte und sichere Zuflucht meines Studierzimmers.

Aus meiner Zuschauerstellung heraus – und auch wenn

ich auf der Straße und unter den Menschen war, behielt ich diese Haltung – sah ich den Nächsten von weitem und von oben. Ich ging jedem Zusammenstoß aus dem Weg und fürchtete über alles, in meiner inneren Beschaulichkeit gestört zu werden.

Und nun kommt dieser Befehl: „Geh hinunter auf die Straße." Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Aber ich wollte es nicht annehmen. Ich wollte mich nur so weit auf eine Sache einlassen, als ich mich jederzeit hätte zurücknehmen können. Ich wollte nichts riskieren. Da sah ich mich auf einmal, wie ich wirklich war. Ich sah mein geschwollenes Ich, meine philosophisch verbrämte Wichtigtuerei, meine christlich bemäntelte Drückebergerei, meine klugen Berechnungen und meine feigen Ausflüchte. Ich merkte, wie meine bürgerliche Existenz mir wichtiger war als das Reich Gottes. Und ich schämte mich über mich selbst. Und dann stellte ich mich. Ich sagte zu Gott: „Ich bin bereit, deinen Willen bis ins Letzte hinein zu tun; und wenn du willst, daß ich der Fußteppich sei, auf dem alle ihre Schuhe putzen, so möge es sein." Es war ein einfacher Akt der Übergabe, wie man eine Festung übergibt auf Gnade und Ungnade. Ich erwartete nichts Besonderes. Aber in der folgenden Nacht waren plötzlich alle Dämme gebrochen. Eine unendlich tiefe Klarheit überflutete mich. Ich wußte mit unerschütterlicher Gewißheit, daß ich in der

Gegenwart Gottes sei; und alle Unruhe und Besorgnis war gewichen. Und nachträglich bemerkte ich mit Staunen, daß die Befreiung auch in die andern Dimensionen eingebrochen war. Gebundenheiten sind damals abgefallen, die wie die engen Fesseln eines Gefangenen ins Fleisch bis auf die Knochen geschnitten hatten. Und ich bekam einen neuen Blick für die Welt und ihre Ordnungen. Auch in meiner wissenschaftlichen Arbeit fand ich eine neue Tiefe und Klarheit. Das kostbarste aber ist und bleibt, daß das alles nicht im magischen Kreis des eigenen Ichs sich abspielte, sondern im Gegenteil ein Durchbrechen der persönlichen Sphäre war, ein Offenwerden des Ichs, ein Hineintreten in Zusammenhänge, die weit über das subjektive Erleben hinausreichen.

Wem diese Zusammenhänge aufgegangen sind, — und wie viele habe ich seither gesehen, die auf dem Weg zur Tiefe diesen Zugang gefunden haben! — der versteht das geheimnisvolle, alle säumlichen und zeitlichen Schranken durchbrechende Wort: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen." In diesem Nahen des Reiches Gottes, dessen Ausgang und Ende jenseits der Todeslinie liegt, dessen Wirkung aber hier und jetzt geschieht, fallen die trennenden Mauern, wächst die wirkliche Gemeinschaft, weitet sich wunderbar der Alltag. Und das ist — hier und jetzt — Gegenwart Gottes, Befreiung des Menschen, Erneuerung der Welt.

*

Mein lieber Leser, ich wollte dich nicht mit klugen Argumenten überreden. Es war mir nur darum zu tun, dir eine Richtung zu zeigen. Die Ausgangstür jedes Hauses ist unten. Und auch die Ausgangstür der Welt ist unten. Gerade dort aber ist das Einfallstor Gottes in die Welt. An dir ist es nun, die Sache zu erproben. Heute noch kann ein erster oder ein neuer Schritt in dieser Richtung gemacht werden. Dieser Weg ist immer unbegrenzt offen. Nach oben kann man nicht gehen, so weit man will, aber nichts auf der Welt kann uns hindern, abwärts zu gehen. Du kannst auf einen berechtigten Anspruch verzichten; einen Dienst erweisen; einen Vorwurf, auch wenn er ungerecht ist, ohne Murren ertragen, etwas Liebes für einen unsympathischen Nächsten tun; entschlossen eine der kleinen Unsauberkeiten abschütteln, die dich innerlich vergiften; dich freundlich verständigen mit Eltern oder Verwandten, die dir eng und unverständig vorkommen; ritterlich eine Demütigung ertragen; um Verzeihung bitten, wo du unrecht getan hast; ein mutiges Wort vor Freunden sagen; das spöttische Lächeln der Skeptiker fröhlich herausfordern: überhaupt dich nicht mehr tragisch nehmen. Halt dich an Zwinglis Wort: „Tut, um Gottes willen, etwas Tapferes."

Das ist der königliche Weg, auf dem du Christus den Befreier triffst.

Die menſchliche Seele gleicht dem Waſſer, das unruhig iſt, ſolange es noch nicht ſeinen tiefſten Ort gefunden hat. Es iſt bewegt und trüb, es ſchäumt und macht Lärm. Wenn es aber zur Tiefe gekommen iſt, dann wird es ruhig und klar und durchſichtig. Und nun ſpiegelt ſich in ihm die umliegende Welt, und in der Nacht iſt es voll vom Glanz der Sterne. „Du haſt uns zu dir erſchaffen, o Gott, und unſre Seele iſt unruhig in uns, bis daß ſie ruhet in Dir."

Von Theophil Spoerri
sind ferner im Furche-Verlag erschienen:

Der Herr des Alltags

Von dem Wunder der Begegnung mit Christus

9. Auflage. RM 1.20

Aus dem Inhalt: Einleitung: Christus und der moderne Mensch. 1. Die Führung des Geistes. 2. Die Begegnung mit Christus. 3. Das Leben vor Gott.

Die drei Wege des Erkennens

in Wissenschaft, Dichtung und Offenbarung

Kaschiert RM 1.80

Aus dem Inhalt: 1. Wissenschaftliche, ästhetische und religiöse Wirklichkeit. 2. Religion und Poesie. 3. Wissenschaft und Offenbarung.

Die Götter des Abendlandes

Eine Auseinandersetzung mit dem Heidentum in der Kultur unserer Zeit

4. u. erweit. Auflage. Geh. RM 3.60, Ganzleinen RM 4.80

Aus dem Inhalt: 1. Die Geburt des Götzen. 2. Verweltlichung Gottes und Vergottung der Welt. 3. Vermenschlichung Gottes und Vergottung des Menschen. 4. Der Gott der Wahrheit. 5. Der Unterschied von Schauen und Glauben. 6. Trost und Täuschung der Poesie. Anmerkungen und Belege. — Nachschrift.

Präludium zur Poesie

Eine Einführung in die Deutung des dichterischen Kunstwerkes

2. Auflage. Geh. RM 9.—, in Ganzleinen RM 10.80

Aus dem Inhalt: I. Die Deutung der Wirklichkeit.

1. Was ist Deutung? 2. Die drei Dimensionen des Erkennbaren. 3. Das Problem der Geschichte. 4. Der statische Mensch: der Bourgeois, der Besitz, die Maschine. 5. Der dynamische Mensch. 6. Der normative Mensch: Paulus, Pascal, Kierkegaard, Dante.

II. Die Deutung der Poesie.

7. Das poetische Kunstwerk. 8. Die Reinheit der Form. 9. Die drei Grundformen der Poesie. 10. Das epische Kunstwerk. 11. Das lyrische Kunstwerk. 12. Das dramatische Kunstwerk.

III. Einzeldeutungen.

Goethe, Eichendorff, C. F. Meyer, G. Keller, Rilke.

Im Furche-Verlag / Berlin NW 7

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig